Dieses Dokument ist lizenziert für Leipziger Staedtische Bibliotheken, uW2170fj
Alle Rechte vorbehalten © Axel Springer SE. Download vom 01.11.2026 09:16 von stadtbib-leipzig.genios.de.

Zwei Leben

Früher war er Skinhead, Neonazi und gründete einen Ableger des Ku-Klux-Klans in Deutschland. Heute ist T. M. Garret Jude, lebt in den USA und spricht öffentlich über Schuld und Sühne. Doch lässt sich so die eigene Vergangenheit abstreifen?

Von Kristin Kasten (Text) und Sascha Montag (Fotos)



SASCHA MONTAG/ZEITENSPIEGEL



VIA T.M. GARRET

Die Verwandlung: Als Schüler radikalisiert sich T. M. Garret und tritt der NPD bei. Später spricht er in jüdischen Gemeinden über seinen Ausstieg und setzt sich mit seinem Glauben auseinander

Ein Bungalow in Horn Lake, einem Vorort von Memphis. Weiß gestrichene Fassade, hölzerne Fensterläden. In der Einfahrt steht ein schwarzer Nissan Altima. Ein langer Riss zieht sich quer durch das Glas, an der Windschutzscheibe klebt ein Uber-Aufkleber. Auf dem Armaturenbrett liegt eine schwarze Kippa.

Vor der Haustür begrüßt eine Fußmatte mit der Aufschrift „Shalom y'all“ die Gäste, eine Mischung aus hebräischem Gruß und Südstaatenslang. Drinnen sitzt T. M. Garret, 50, auf einem Holzstuhl, eine E-Gitarre auf dem Schoß. Auf dem Sofa gegenüber liegt seine Hündin Kenya und hebt kurz den Kopf. Katze Max schaut aus dem Flur ins Wohnzimmer, mustert die Besucher und verschwindet lautlos wieder. Neben Garret steht ein kleiner Verstärker. Er schlägt ein paar Akkorde an und beginnt, mit tiefer, rauer Stimme zu singen. „I wanted all or nothing, ended up with empty hands.“ *Ich wollte alles oder nichts. Geblieben sind mir leere Hände.*

Der untersetzte Mann mit den kurz rasierten Haaren und dem grau melierten Bart hieß früher Achim Schmid. In den 1990er-Jahren gehörte er zu den bekanntesten Neonazis Deutschlands. Als Jugendlicher war er Skinhead, trat mit 17 Jahren in die NPD ein. Später gründete er einen Ableger des Ku-Klux-Klans (KKK), die European White Knights, bewegte sich im Milieu der Hammerskin White-Power-Szene und verbreitete antisemitische und rassistische Propaganda. Nach seinem Ausstieg blieb er zunächst in Deutschland. Doch als der Nationalsozialistische Untergrund (NSU) aufflog, die Debatte über rechten Terror das Land erschütterte und seine Vergangenheit ihn einholte, entschloss er sich, noch einmal ganz von vorn anzufangen.

Heute lebt Garret im US-Bundesstaat Mississippi. Er engagiert sich gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus, unterstützt Aussteiger aus der Neonazisszene und trägt Kippa. Der Mann, der einst Juden hasste, betet heute mit ihnen. Der Mann, der sich vor einem brennenden Kreuz zum Grand Dragon des KKK schlagen ließ, spricht heute über Verantwortung, Reue und Versöhnung.

Seine Geschichte ist außergewöhnlich. Aber sie wirft Fragen auf, die weit über seine Person hinausgehen. Kann ein Mensch sich grundlegend verändern? Lässt sich Schuld durch gute Taten aufwiegen? Und wie viel Vergangenheit bleibt?

Aus seinem Schlafzimmer holt Garret eine durchsichtige Plastikbox. Darin liegen Zeitungsausschnitte. „I'm done with it“, steht auf einem. *Ich bin durch damit.* Auf einem anderen: „Former Nazi uses his story to combat hate.“ *Ehemaliger Nazi nutzt seine Lebensgeschichte, um Hass zu bekämpfen.* 2019 brachte der „Guardian“ eine große Story über ihn, die „Jerusalem Post“ berichtete, Fernsehauftritte folgten. Doch zuletzt ist es ruhig um ihn geworden.

Zwischen den Zeitungsartikeln liegen Fotografien. Garret nimmt ein Bild, das ihn als Jugendlichen zeigt, die Haare etwas länger ins Gesicht gewuschelt. „Da sah ich noch aus mit den Haaren“, sagt er und lacht. „Don-Johnson-Style.“ Dann atmet er erneut tief durch. „Kurz danach ging es los.“

Garret beginnt zu erzählen. Von einem Dorf mit kaum 500 Einwohnern in Nordbaden. Von Eltern, die Alkoholiker waren und sich scheiden ließen, als er zwei Jahre alt war. Von einer Mutter, die alles dafür tat, dass aus ihrem jüngsten Sohn „etwas wird“. Ein Junge mit übergroßer Hornbrille. Auf dem Bild seiner Einschulung trägt er Blümchenhemd und Karo-Stoffhose. Sie kaufte ihm einen silbernen Füller, als alle anderen Kinder einen einfachen Pelikan-Füller hatten. Einen Zirkel im Holzkasten, während die Mitschüler Plastikschachteln mit in die Schule brachten. Es waren Kleinigkeiten, sagt Garret rückblickend. Aber als Kind reichten sie aus, um ihn zum Außenseiter zu machen. „Ich habe es gehasst.“

Es sind Geschichten, die keine Entschuldigung für das sind, was später kam, betont er. Meine drei Geschwister hatten auch eine Scheiß-Kindheit, sind aber keine Neonazis geworden.“ Dennoch helfen die Geschichten zu verstehen, wonach sich der Junge sehnte: Anerkennung. Gemeinschaft.

Schon damals träumte er von Amerika. Eine Großtante war in den 50er-Jahren nach Kalifornien ausgewandert und besuchte die Familie gelegentlich in Deutschland. „Das war great“, sagt er, mischt Deutsch und Englisch wie so häufig. Für den Jungen waren diese Besuche Fenster in eine andere Welt. Er schaute amerikanische Fernsehserien, wollte unbedingt Englisch lernen. Seine Mutter liebte Elvis Presley. Mit acht Jahren sang er „Love Me Tender“.

Witzig, dass ich ausgerechnet hier gelandet bin“, sagt Garret. Dass dieses „Hier“ einmal Memphis sein würde, die Stadt von Elvis Presley, Blues und Rock 'n' Roll, hätte er sich damals nicht vorstellen können. Er will jetzt einen Ort zeigen, an den er immer wieder zurückkehrt. Mehrfach hat er Aussteiger aus der Neonaziszene hierhergebracht. Während er durch die Stadt fährt, läuft auf dem Beatles-Kanal im Radio „Here Comes the Sun“. In der Beale Street, jener Straße, auf der einst Louis Armstrong und B. B. King spielten, trifft er Rosalind Withers, 65, „eine Freundin“. Ihr Vater, der Fotograf Ernest Withers, hielt die Bürgerrechtsbewegung mit seiner Kamera fest, dokumentierte das Leben von Martin Luther King Jr. und den Kampf gegen Rassismus in den USA. In seinem ehemaligen Fotolabor erinnert ein kleines Museum an sein Werk.

Als Rosalind Withers kommt, geht Garret ihr entgegen. Die beiden umarmen sich kurz. „T. M.“, sagt sie, „so eine Freude, dich zu sehen.“ „Rose“, sagt er und lächelt. Vor acht Jahren trafen sie sich zum ersten Mal. „Ich glaube, das war gerade zu der Zeit, als du diese Veränderung durchgemacht hast“, sagt Withers. „Du hast eine Gruppe Aussteiger mitgebracht.“ „Nein, schon etwas früher“, korrigiert Garret sie. „Zum 50. Jahrestag der Ermordung Martin Luther Kings.“ Er selbst stand noch am Anfang seiner Arbeit gegen Rassismus und Rechtsextremismus und hatte kaum Kontakte in die Bürgerrechtsbewegung. „Ich wollte damals unbedingt etwas Sinnstiftendes tun“, erinnert er sich.

Withers wusste zunächst nicht, wer der Deutsche mit den tätowierten Armen war. „Freunde stellten mich als ehemaligen White Supremacist vor, der die Seiten gewechselt hat“, sagt Garret. „Rose hätte allen Grund gehabt, mich abzulehnen.“ Stattdessen umarmte sie ihn. „Mich berührt T. M.s Wandel sehr“, sagt Withers, „er ist nicht mehr die Person von früher.“ Sie erzählt von Menschen, die mit ihrer Vergangenheit leben mussten und trotzdem weitergingen. Von Menschen, die sich verändert haben. Von Menschen, die andere verändert haben. Vielleicht sucht Garret in diesen Geschichten auch etwas für sich selbst: eine Antwort darauf, ob ein Mensch irgendwann mehr sein kann als das, was er einmal getan hat.

Wenn Garret Aussteiger mitbringt, spricht er mit ihnen zwischen 21 Fotografien über die Geschichte der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Auch jetzt bleibt er vor einigen Bildern stehen, betrachtet die Aufnahmen der Negro Leagues, der Baseball-Ligen für schwarze Spieler, und der Freedom Riders, die mit gemeinsamen Busreisen gegen die Rassentrennung im öffentlichen Nahverkehr protestierten. „Viele Weiße lernen seit Generationen, dass Schwarze selbst nie etwas erreicht haben“, sagt er. „Dann sehen sie hier all die Geschichten, die im Schulunterricht nie vorkamen. Das öffnet vielen die Augen.“

Wieso hilft er anderen? Braucht er diese Geschichten, um seine eigene Geschichte umzuschreiben? Garret selbst bezeichnet seine heutige Arbeit als den Versuch, den Schaden zu reparieren, den er früher angerichtet hat. „Ich habe Menschen in den Extremismus hineingezogen, nun ist es meine Pflicht, so viele wie möglich wieder herauszuholen.“ Es liegt eine Inbrunst in seinen Worten, eine Dringlichkeit. Man will ihm glauben.

Die Geschichten, die Garret heute erzählt, führen zurück zu seiner eigenen Schulzeit. In der neunten Klasse beobachtete er die älteren Schüler, die mit Hitler- und Holocaustwitzen zu den „Bad Boys“ der Schule wurden. „Sie sind rausgestochen aus der Masse“, erinnert er sich. Das wollte er auch. So begann der junge Achim, ihre Witze zu sammeln, erfand eigene und zeichnete einen Hitler-Comic, der bald durch die Schule wanderte. „Das Ding war der Knaller“, erinnert er sich. Ein Mitschüler stahl ihm das Heft schließlich und brachte es zum Rektor. Der habe ihn gefragt: „Warum bist du Nazi?“ Er verstand die Frage nicht. „Ich fühlte mich damals überhaupt nicht als Nazi“, sagt er.

Doch die älteren Jungs hatten ihn bemerkt, nahmen ihn unter ihre Fittiche und kaum später war er Teil der Skinhead-Szene an. „Es war dieses Gefühl: Wir gegen die Welt“, sagt Garret. Die Grenzen verschoben sich: Aus Provokation wurde Überzeugung, aus Überzeugung Fanatismus. „Ich habe Videos vom Holocaust gesehen und ihn trotzdem geleugnet.“ 1991 saß er mit anderen Skinheads in einem Café in Bayreuth, als ein Mann mit einem blutüberströmten Kopf vorbeikam. Ein Backstein, sagte der, habe ihn bei einer Auseinandersetzung mit der Antifa getroffen. „Ich habe mir fast in die Hose gemacht“, erinnert sich Garret. Bei einer Demonstration wenig später erlebte er, wie aus dem Gruppengefühl Aggression wird. „Irgendwann haben alle die Linken gejagt und ich mittendrin. Da hatte ich Blut geleckt“, sagt er. „Der scheue Achim war dann weg.“

Er stieg immer tiefer in die Szene ein, wollte selbst etwas aufbauen. Wenige Jahre später sollte aus dem Jugendlichen, der einen Hitler-Comic durch seine Schule trug, ein Mann werden, der in Deutschland einen Ableger des Ku-Klux-Klans gründete.

Am nächsten Tag sitzt Garret wieder in seinem Wohnzimmer. Er kramt ein Tablet aus einer Schublade, stellt es auf den Tisch und klickt eine Datei an: 4. November 2000, Mississippi. „Das ist der Tag, an dem ich Teil des KKK wurde“, sagt er. Während er gebannt auf den Bildschirm guckt, wippen seine Beine. Um ein brennendes Kreuz stehen Männer in weißen Gewändern und spitz zulaufenden Kapuzen mit Sehschlitzen. Ein Mann ruft: „Achim Schmid! Grand Dragon European White Knight Germany! Ku-Klux-Klan!“ Ob sich das noch anfühlt, wie er selbst?

„Nein“, sagt er und schüttelt den Kopf. „Ich kann mich auch gar nicht daran erinnern.“ Nicht? Wieder Kopfschütteln. „An manche Momente von dem Trip schon, aber daran nicht.“ Es ist nicht das einzige Material aus dieser Zeit, das ihm mittlerweile fremd vorkommt. Der junge Schmid mit kurz geschorenen Haaren und Hakenkreuz-T-Shirt, später ein Foto, auf dem er den Hitlergruß zeigt. Als Sänger der Rechtsrock-Band „Höllenhunde“ auf

Fortsetzung auf Seite 30

> GOTT LIEBT EINEN MENSCHEN, DER BEREUT
>
> **David Julian**
> Rabbiner

Fortsetzung von Seite 29

der Bühne. Manche Lieder, sagt er, seien „harmlos, trollig oder dumm“ gewesen. Andere dagegen brandgefährlich. Besonders die Texte, die sich gegen das Judentum richteten, sieht er heute mit anderen Augen. „Jetzt, da ich jüdisch bin.“

Er klickt das Video weg. Auf dem Bildschirm wird es schwarz.

Als es dämmert, setzt sich Garret seine Kippa auf. Er zieht ein schwarzes Jackett über, nimmt seinen weiß-schwarzen Tallit, den Gebetsschal, und das Gebetbuch und fährt in die Or Chadash Conservative Synagogue in Memphis. Er klingelt an der unscheinbaren Tür eines Einfamilienhauses, das in einem ruhigen Wohnviertel außerhalb des Zentrums steht. Es dauert eine Weile, bis jemand öffnet. „Der Rabbi guckt immer erst durch das Guckloch“, sagt Garret.

Die Synagoge war früher eine Garage. Jetzt liegen hier Gebetbücher auf den Bänken, neben einer amerikanischen hängen mehrere israelische Flaggen. Rabbiner David Julian nennt sein Haus einen „Zufluchtsort“. Zwei andere Gemeindemitglieder sitzen schon auf den blauen Stühlen, mehr werden es an diesem Abend auch nicht werden. Der Rabbi lacht, als er an das erste Kennenlernen mit Garret zurückdenkt, der damals als Moderator einer interreligiösen Veranstaltung auftrat. Es folgten Gespräche, die Einladung in die Synagoge. Doch der Rabbi war vorsichtig, blieb misstrauisch. Er habe noch nie einen ehemaligen Neonazi und KKK-Angehörigen kennengelernt. „Es war wie bei einem Leoparden, der ein Tiger sein will: Man kann vielleicht die Flecken abwaschen, aber bleibt er nicht im Kern ein Leopard?“

Also begann der Rabbi nachzufragen. Er wandte sich an das Simon Wiesenthal Center, das sich gegen Antisemitismus und für das Gedenken an den Holocaust einsetzt, und an andere Menschen, die Garrets Vergangenheit kannten. Die Frage, die er ihnen stellte, war immer dieselbe: „Ist der koscher?“ Ist dieser Mann wirklich jemand, für den man einstehen kann? Die Antworten seien eindeutig gewesen. Garret habe sich das Vertrauen nicht einfach genommen, sondern über Jahre erarbeitet. „I'm the engineer, you drive the train“, sagt der Rabbi. *Ich bin der Ingenieur, du fährst den Zug.* Garret müsse selbst zeigen, dass er diesen Weg gehen will. „Gott liebt einen Menschen, der bereut.“

Aber kann ihm auch vergeben werden?

„Niemand kann stellvertretend für die Menschen vergeben, denen dieser Mensch Leid angetan hat“, sagt Julian. In der Thora stehe dazu sinnbildlich: „Du sollst die Erinnerung auslöschen, aber niemals vergessen, was er getan hat.“ Vertrauen müsse wachsen. Man müsse Zeit miteinander verbringen, beobachten, ob die Veränderung Bestand habe. Wie weit muss man gemeinsam gehen? Darauf hat auch der Rabbi keine Antwort.

Draußen ist es dunkel, feiner Nieselregen liegt in der Luft. Im Auto spricht Garret über das, was ihm heute vielleicht noch genauso vertraut ist wie früher: Extreme. „Ich kann ein sehr extremer Mensch sein. Das kann gut oder schlecht sein“, sagt er und atmet tief durch. „Eigentlich ist es immer schlecht.“ Jahrzehntelang habe er kaum etwas anderes gekannt als die Skinhead-Szene an. „Es war dieses Gefühl: Wir gegen die Welt“, sagt Garret. Die Grenzen verschoben sich: Aus Provokation wurde Überzeugung, aus Überzeugung Fanatismus. „Ich habe Videos vom Holocaust gesehen und ihn trotzdem geleugnet.“ 1991 saß er mit anderen Skinheads in einem Café in Bayreuth, als ein Mann mit einem blutüberströmten Kopf vorbeikam. Ein Backstein, sagte der, habe ihn bei einer Auseinandersetzung mit der Antifa getroffen. „Ich habe mir fast in die Hose gemacht“, erinnert sich Garret. Bei einer Demonstration wenig später erlebte er, wie aus dem Gruppengefühl Aggression wird. „Irgendwann haben alle die Linken gejagt und ich mittendrin. Da hatte ich Blut geleckt“, sagt er. „Der scheue Achim war dann weg.“

Er stieg immer tiefer in die Szene ein, wollte selbst etwas aufbauen. Wenige Jahre später sollte aus dem Jugendlichen, der einen Hitler-Comic durch seine Schule trug, ein Mann werden, der in Deutschland einen Ableger des Ku-Klux-Klans gründete.

Am nächsten Tag sitzt Garret wieder in seinem Wohnzimmer. Er kramt ein Tablet aus einer Schublade, stellt es auf den Tisch und klickt eine Datei an: 4. November 2000, Mississippi. „Das ist der Tag, an dem ich Teil des KKK wurde“, sagt er. Während er gebannt auf den Bildschirm guckt, wippen seine Beine. Um ein brennendes Kreuz stehen Männer in weißen Gewändern und spitz zulaufenden Kapuzen mit Sehschlitzen. Ein Mann ruft: „Achim Schmid! Grand Dragon European White Knight Germany! Ku-Klux-Klan!“ Ob sich das noch anfühlt, wie er selbst?

„Nein“, sagt er und schüttelt den Kopf. „Ich kann mich auch gar nicht daran erinnern.“ Nicht? Wieder Kopfschütteln. „An manche Momente von dem Trip schon, aber daran nicht.“ Es ist nicht das einzige Material aus dieser Zeit, das ihm mittlerweile fremd vorkommt. Der junge Schmid mit kurz geschorenen Haaren und Hakenkreuz-T-Shirt, später ein Foto, auf dem er den Hitlergruß zeigt. Als Sänger der Rechtsrock-Band „Höllenhunde“ auf

> ICH HABE MENSCHEN IN DEN EXTREMISMUS HINEINGEZOGEN, NUN IST ES MEINE PFLICHT, SO VIELE WIE MÖGLICH WIEDER HERAUSZUHOLEN
>
> **T. M. Garret**
> Ex-Neonazi



SASCHA MONTAG/ZEITENSPIEGEL

Neue Heimat: Seit 2013 lebt T. M. Garret in den Vereinigten Staaten. Auf der Beale Street in Memphis (r.), der Heimat des Blues, trifft er Rosalind Withers (u. l.), deren Vater die Bürgerrechtsbewegung fotografisch dokumentierte. In dessen ehemaligem Fotolabor, heute ein Museum, spricht Garret mit Aussteigern aus der Neonaziszene über die Geschichte der Schwarzen in den USA





Alte Zeichen: Einst trug Garret Symbole seiner rechtsextremen Vergangenheit auf der Haut. Einige Tattoos ließ er sich später weglasern, andere überstechen

Geschäftspartner, mietet eine Fläche und beginnt, ein Musikstudio aufzubauen, lernt eine Frau kennen. Doch auch dort holt ihn seine Vergangenheit ein. Die Familie seiner heutigen Ex-Frau macht einen „Background Check“ und ist besorgt. Wieder muss er erklären: „Nein, ich bin nicht mehr so.“

Gleichzeitig erlebt er in den USA erstmals, dass auf seine Geschichte nicht nur Ablehnung folgt. „Die Reaktionen waren oft ganz anders als in Deutschland“, sagt er. Bei einem Besuch des Museum of Tolerance in Los Angeles lernt er den Forschungsleiter des Wiesenthal-Zentrums kennen. Bald wird er eingeladen, an einer Universität in Boston von seiner Vergangenheit zu erzählen. Aus dem ersten, „mehr holprig schlecht als recht“ gehaltenen Vortrag werden bald viele weitere, quer durch die USA.

Auf diesen Reisen lernt er jüdische Gemeinden kennen. Dort spricht er über seinen Ausstieg und beginnt selbst, sich mit dem Judentum auseinanderzusetzen. Was ihn schließlich festhält, sind vor allem die ethischen Grundsätze: Es sei nicht entscheidend, ob man Gott wortwörtlich verstehe oder an ihn glaube. Entscheidend sei, wie man handle. Den Armen helfen, Kranke heilen, sich um die Welt kümmern – darin liege für ihn das Göttliche. Auch die Rituale geben ihm etwas, das er lange gesucht hat: beim Sabbat innezuhalten, die Kontrolle abzugeben, sich daran zu erinnern, dass man nicht allein ist.

Besteht noch Kontakt zum Klan? Garret überlegt kurz. Ja, sagt er, zu einem Mann, der noch aktiv in der Szene ist. Der weiß inzwischen, dass Garret Jude ist. „Wir telefonieren etwa alle sechs Monate“, sagt Garret. Er versucht, im Gespräch zu bleiben, sich lieber nächste Woche mit seinem Freund auf ein Bier. Es ist nur eine Absage. Und doch liegt darin etwas, das bei Garret immer wieder durchscheint: Er hat Menschen um sich, in der Synagoge, bei der Arbeit, unter den Aussteigern, denen er hilft. Aber wenn es darum geht, mit Menschen gemeinsam am Tisch zu sitzen, bleiben die Plätze oft leer.

Auch nach Deutschland sind fast alle Fäden abgerissen. Nur zu einem seiner Kinder hat er noch Kontakt. Als er das Land Anfang 2013 verlässt, lebt er von seiner damaligen Frau längst getrennt. Als Ex-Neonazi-Organisationen der USA. 2019 stieg er aus und unterstützt nun andere beim Ausstieg. Als Schoep die Szene verließ und öffentlich gegen sie Stellung bezog, zweifelten viele daran, dass seine Abkehr echt sei. „Das war emotional und mental sehr schwer“, sagt er.

Als Garret ihn zu einem Vortrag in einer Synagoge einlud, war Schoep nervös. Bei den Menschen, die er früher am stärksten entmenschlicht hatte, erwartete er das Schlimmste. „Stattdessen bekam ich dort mehr Umarmungen als je zuvor.“ Für Schoep wurde der Abend zu einem Wendepunkt. Heute machen sich die beiden Männer Sorgen um einen anderen Aussteiger, der noch nicht ganz raus ist aus der Szene. Es ist ein Moment, der zeigt, wie Ausstieg wirklich aussieht: kleinteilig, mühsam, nie abgeschlossen. Zwei Männer, die einmal Hass organisiert haben, versuchen nun, anderen den Weg hinaus zu zeigen. „Alles Gute, Bruder“, sagt Schoep zum Abschied. „Alles Gute, Bruder“, antwortet Garret.

In seinem Haus ist es still. Garret sagt, dass ihm das Alleinsein lange schwergefallen ist. Erst eine Therapie habe ihm geholfen, sich selbst auszuhalten: „Du bist okay mit dir selbst“, beschreibt er seine wichtigste Erkenntnis. Wenn es abends zu ruhig wird, nimmt er seine E-Gitarre und spielt mit rauer Stimme melancholische Lieder. Er träumt von einem neuen Album. „Das Erste nach über 20 Jahren.“ In einem Lied heißt es: „Put the blame on me, I can carry it.“ *Gebt mir die Schuld. Ich kann sie tragen.* In einem anderen singt er von einer Vergangenheit, deren Ketten er abstreifen will, und von einer Zukunft, in der noch alles möglich ist: „At the end I am free.“ *Am Ende bin ich frei.*

Plötzlich klingelt sein Handy erneut. Auf dem Display: Jeff Schoep. Der Amerikaner war mehr als zwei Jahrzehnte in der Neonazi-Szene aktiv und führte ab 1994 die National Socialist Movement, zeitweise eine der größten Neonazi-Organisationen der USA. 2019 stieg er aus und unterstützt nun andere beim Ausstieg. Als Schoep die Szene verließ und öffentlich gegen sie Stellung bezog, zweifelten viele daran, dass seine Abkehr echt sei. „Das war emotional und mental sehr schwer“, sagt er.

Als Garret ihn zu einem Vortrag in einer Synagoge einlud, war Schoep nervös. Bei den Menschen, die er früher am stärksten entmenschlicht hatte, erwartete er das Schlimmste. „Stattdessen bekam ich dort mehr Umarmungen als je zuvor.“ Für Schoep wurde der Abend zu einem Wendepunkt. Heute machen sich die beiden Männer Sorgen um einen anderen Aussteiger, der noch nicht ganz raus ist aus der Szene. Es ist ein Moment, der zeigt, wie Ausstieg wirklich aussieht: kleinteilig, mühsam, nie abgeschlossen. Zwei Männer, die einmal Hass organisiert haben, versuchen nun, anderen den Weg hinaus zu zeigen. „Alles Gute, Bruder“, sagt Schoep zum Abschied. „Alles Gute, Bruder“, antwortet Garret.

In seinem Haus ist es still. Garret sagt, dass ihm das Alleinsein lange schwergefallen ist. Erst eine Therapie habe ihm geholfen, sich selbst auszuhalten: „Du bist okay mit dir selbst“, beschreibt er seine wichtigste Erkenntnis. Wenn es abends zu ruhig wird, nimmt er seine E-Gitarre und spielt mit rauer Stimme melancholische Lieder. Er träumt von einem neuen Album. „Das Erste nach über 20 Jahren.“ In einem Lied heißt es: „Put the blame on me, I can carry it.“ *Gebt mir die Schuld. Ich kann sie tragen.* In einem anderen singt er von einer Vergangenheit, deren Ketten er abstreifen will, und von einer Zukunft, in der noch alles möglich ist: „At the end I am free.“ *Am Ende bin ich frei.*